

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

An einen Arbeiter.

Von Morris Rosenfeld.

Sei stolz, denn all dein Tun gibt dir das Recht,
die Früchte dieser Erde zu genießen.
Fühl dich in deiner Menschheit nicht als Knecht,
dann wirst du wie ein starker Strom hinstreichen.

Dich zu erheben keinem Thron gelingt,
und nur Natur kann, was du gibst, vergessen.
Dort, wo du schaffst, Gott aus der Erde winkt,
er segnete durch dich den Kreis der Welten.

Gebührt dir Lohn, wo alle Schätze dein,
hebst du die zähen Hände mit dem Hammer,
die reißt das Korn zu Brot und bläht der Wein,
und dir gehört das Gold der Königskammer.

Ja, du darfst stolz sein, du und dein Geschlecht,
trotz deines Hungers, deiner strotzenden Betten.
Sei mutig, Mann, sei tapfer, sei kein Knecht
und schmeide nicht aus Demut deine Ketten!

(Nachgedichtet von Alfons Bekold.)

Feuer.

Von Jens Børnsen.

Der Jungetrieb die Kühe mit Huhl und Hohl über den Hof
und Hans Jovers half ihm, griff nach den Stricken und zerrte sie in
den Stall. Das war keine leichte Arbeit, denn es war junges Vieh,
das noch nicht viel von der Welt wußte. Ungerlich stieß und schlug
der junge Bauer auf die Tiere ein, bis sie langsam an ihre Plätze ge-
drängt waren. Dann ging er vor die Türe, steckte die Pfeife an und
wartete auf seine Frau, die draußen arbeitete.

Im Westen ging die Sonne zur Küste und warf mattgelbes Licht
über das Land. Nur da, wo sie die dunklen Stämme und die jungen
Nester der Erlen traf, flammte sie golden auf, als wollte sie ihre letzte
segnende Wärme ihren Lieblingen geben.

Der junge Bauer schaute ihr zu und dachte daran, daß es eben-
solcher Frühling gewesen war, als er sein Weib heimführte. Er
wehnete nach, und ihm fiel ein, daß es genau noch drei Wochen
waren, bis sich ihre Ehe jährte. Ein seltsam dankbares Gefühl
wurde in ihm wach. Er dachte an seinen Jungen, seinen Erstgebore-
nen, den sie ihm geschenkt hatte, und blühte froh über die nebeseruchte
Niederung. Aber dann kamen langsam die andern abgründigen
Gedanken, die ihn nun schon seit Wochen gepackt hatten und nicht
loslassen wollten.

Kurz vor seinem Examen, als Seminarist, hatte er Elbe Noor
kennengelernt. Und mit dem Uberschwang und dem raschen Ent-
schluß der Jungen hatte er Wissenschaft und Beruf im Stich gelassen
und hatte geglaubt, ein unwägbares Glück zu fassen, wenn er mit dem
schönen träumerischen Mädchen eins würde.

Und nun? Die Lage waren doch einformig geworden an ihrer
Seite, das Mädchen war still und verträumt geliebt, und ihm, dem
Brausenden, Jungen, fehlte das Kämpfenmüssen seines Alters. Er
fühlte sich eingeeengt gehütet; ein Wunsch nach Erleben drängte in
ihm, er empfand die Schranken, die ihm die Ehe mit der still
Schaffenden zog.

Wann nur der Junge erst größer wäre. Dann würde er an dem
arbeiten, an dem und den anderen, die vielleicht kommen würden.

Die junge Frau kam über die Wiesen mit müdem, schwerem
Schritt, trat zu ihrem Mann und sahte seine Hand. Eine plötzliche
Wärme packte ihn, als er sie im Abend neben sich sah. Die letzten
Sonnenstrahlen spielten in ihrem Haar und tauchten ihr feines
schmales Gesicht in ein tiefes Erglühen. Ein Warten lag in ihren
Zügen, eine schüchterne Innigkeit, und plötzlich streichelte Hans Jovers

ihre Wangen. Und sie sah ihn demütig an, freute sich und dankte ihm.
Nach dem Abendessen wollte der Bauer in den Krug. Aber eine
nachdenkliche Stimmung hatte ihn gepackt, er hatte keine rechte Lust
dazu, und in Erinnerung an seine Junggesellenzeit bog er ab und
ging den See entlang durch die Dämmerung.

Im Westen lagen die Wolken noch weinrot und leuchteten.
Er dachte an sein Weib und grübelte still vor sich hin. Woran
lag doch diese Entfremdung, warum konnte er nicht mehr mit ihr
psaltern und sprechen von seinen Gedanken und Plänen? Warum
war sie jetzt nicht bei ihm in diesem Augenblick? Ach, Elbe Noor
blieb immer die gleiche, die Einverständene, Zufriedene, Dankbare,
ihm war, als hätte sie keinen Haß, keine Liebe, keinen Willen und
kein Nachgeben, als wäre es nur die eine einfältige Pflicht, die sie
bewegte.

Hans Jovers ging langsam heim. Als er zum Hof kam, stand
sein Weib vor der Tür und winkte ihm zu mit leisem, stillem Lächeln.
Sein Blick streifte rasch ihre hohe, stolze Gestalt in den Arbeits-
kleidern, er wollte etwas sagen, aber dann ging er müde und ohne
Gruß in seine Stube.

Hans Jovers wachte nachts mit einem seltsamen Gefühl auf. Ihm
träumte, viele tausend Wesen liefen mit knisternden Füßen über die
Diele und bliesen eine giftige Luft aus, die ihn ersticken wollte. Dann
pochten harte Fäuste an die Fenster, jemand half ihm nach draußen.
Er sah einen hellen wogenden Schein über sich, als er verstört auf-
blickte, war der Hof in glimmenden Qualm gehüllt, der aus allen
Lüken und Fenstern schlug. Der Bauer wollte sich aufrichten,
taumelte, brach zusammen und richtete sich wieder auf mit einem
qualenden Schmerz im Kopf. Da sah er, wie Elbe Noor aus dem
Haus geführt wurde, sie hatte beide Hände an die Schläfen gepreßt
und blickte mit qualvollen, verzweiferten Blicken um sich, als ob sie
schwer erwachte.

„Der Jung!“ flüchte sie.

„Der Jung!“ schrie er auf und wollte sich losreißen.

Aber das Weib war aufgefahren, als hätte sie ihn gehört, warf
die Arme vor die Stirn und lief jäh in den roten Rauch zurück, der
aus den weit offenen Haustüren qualmte. Der Bauer wollte folgen,
aber er schwankte, brach in die Knie und konnte sich nicht besinnen.

Ein paar Schreie nach seinem Weib und dem Jungen weckten
ihn wieder.

Da kam Hans Jovers zu sich, er begriff, daß Elbe Noor im Feuer
war und sein Kind suchte. Wie ein Widerschein, aber heller und
brennender, stand jäh sein Dünkel, standen alle die Gedanken vor
ihm, die er von ihrem Kleinmut gehäbt hatte.

Er sprang auf, schüttelte ein paar Hände ab und lief mitten
durch brennendes Rot in die Diele. Das Vieh brüllte verzweifelt
an den Ketten. Vom Pösel her kam ein Brechen und Knacken. Unter
quirkendem Rauch sank eine Wand ein, eine weiße Flamme schoß ihm
entgegen und leuchtete einen Augenblick hell über die Wände, dann
wurde es wieder dunkel. Aus der Luke regneten brennende Fegen
und Späne, fielen ihm auf Hände und Nacken und fraßen sich ein.

Mit vorgestreckten Armen tastete und stolperte Hans Jovers vor-
wärts. Brust und Kehle brannten ihm von dem giftigen Rauch,
seine Haut straffte sich, und vor seinen Augen tanzten Wände und
Gebälk in wunderlichen glühenden Nezen. Dann brach ein gelbes
Feuer auf, lief an den Wänden entlang, und die Diele lohnte tag-
hell auf.

Hans Jovers sah eine Frauengestalt vor sich, die sich taumelnd zu
erheben versuchte und doch an einer zu schweren Last trug. Die
schlichte sie mit ihrem Weib, hatte sie eng an die Brust gedrückt und
wehrte verzweifelt niederfallendes Feuer ab.

Der Bauer griff nach dem Kind und riß sein Weib auf. Und die
Hilfe schien ihr noch einmal Kraft zu geben, stolpernd folgte sie an
seiner Hand über die Diele. Im Tor kamen ihnen Männer entgegen
und halfen nach draußen, nahmen das Kind und wollten die hilflose
Frau wegtragen. Aber Hans Jovers klammerte sich plötzlich an sie,
liebte und küßte sie vor allen Leuten.

Herriots politische Maximen.

Ein Geistesverwandter Walter Rathenaus.

In Edouard Herriot, dem neuen französischen Ministerpräsidenten, ist ein Politiker zur Herrschaft gelangt, der, unverbraucht und vom parlamentarischen Claquewesen unberührt, an die Aufgaben herantritt, ein neues Frankreich zu schaffen. Schaffen ist überhaupt das Hauptwort in den programmatischen Ausführungen seiner sozialpolitischen Schriften. Schaffen für die soziale Lebensbesserung, für die „Vierte Republik“, die „die Politik der Vereinmeiner, der Fraktionen und der Bierbankphilister durch die demokratische nationale Tat ersetzen soll“. Schaffen für eine Politik der Gütererzeugung, die Frankreich den Händen der Ausbeuter, Spionbuben, der Geistes- und Herzenstrüppel entreißt, für eine Politik sozialer Gerechtigkeit und internationaler Solidarität, die „den Arbeitern das Höchstmögliche von Lebensbehaftigkeit und Frankreich die höchstmögliche Zahl tüchtiger Bürger verschafft, für eine Politik endlich, die als Endziel eine „Internationale der nationalen Staaten“ ins Auge faßt.

Edouard Herriot entstammt im Gegensatz zu seinem britischen Amtsvorgänger Macdonald dem Bürgertum, nicht dem Proletariat; er kommt auch nicht aus den Gewerkschaften zur Politik, sondern ist vom Katheder in die politische Arena herabgestiegen. Im Jahre 1872 zu Troyes geboren, wirkte er nach vollendetem Studium eine Zeitlang als Gymnasiallehrer und begann seine schriftstellerische Tätigkeit mit literarhistorischen Studien über die schöne Madame Récamier und Frau von Staël, Arbeiten, die von gründlichen Studien, gepflegter Darstellung und Schärfe des Urteils zeugen und damit bereits die Vorzüge offenbaren, die die späteren sozialpolitischen Werke des Bürgermeisters von Lyon in so hohem Grad auszeichnen. Diese sozialpolitischen Schriften, die als Glaubensbekenntnis des Politikers Herriot heute besonderer Aufmerksamkeit wert sind, zeigen in Form und Stil eine auffallende Ähnlichkeit mit den literarischen Werken Ramsay Macdonalds, während inhaltlich die Geistesverwandtschaft mit den Gedankengängen Walter Rathenaus nicht zu verkennen ist.

Herriots Programm für den Wiederaufbau des sozialen Zukunftsstaats gründet sich auf eine sozialethische Methodik, die für die Lösung der einschlägigen Probleme neue wertvolle und durch Erfahrung und Wissenschaft gestützte Anregungen beibringt. Die Reformen, die er für Schule, Haus, technische Bildung, künstlerische Erziehung, für den Arbeitercharakter, das Problem der Arbeiterbevölkerung, die politische Emanzipation der Frau, die staatliche und kommunale Finanzwirtschaft vorschlägt, bilden in ihrer Gesamtheit ein festgefügtens Gebäude der Gesetzgebung, dessen zuverlässige Grundlagen auf der Realität der gegenwärtigen Lebensbedürfnisse beruhen und dessen Spitze in die Sphäre einer höheren Zivilisation hineinstrebt. Charakteristisch ist beispielsweise das folgende Bild, das nicht nur für Frankreich Geltung hat: „Frankreich, wie es sich vor dem Kriege zeigte, erscheint mir wie das Bild eines prächtigen Hauses. Zu ebener Erde und manchmal selbst im Keller arbeiten Kunsthandwerker, Arbeiter, Bauern, alle diejenigen, deren Horizont von ihrer Tagesarbeit begrenzt ist. Im ersten Stock entwickelt sich der Elementarunterricht, im zweiten der der mittleren Bürgerklasse mit allen sozialen Begleiterscheinungen, die sie hervorruft oder von denen sie abhängt. Darüber befindet sich die Hochschule, in der die Gelehrten, Künstler, Schriftsteller vereint sind. Es ist, wie gesagt, ein prächtiges Haus; es hat nur einen Fehler: es entbehrt der Treppen. Von Stockwerk zu Stockwerk kann man nur mit Leitern gelangen. Zuweilen geschieht es wohl, daß ein Arbeiter bis zur Gipfelhöhe des höchsten Wissens emporsteigt, wie der Viehhäber der provençalischen Legende, der auf die Gefahr seines Lebens bis zur höchsten Spitze eines Turmes emporkletterte, um sich einen Ruf von der Seliecton zu holen. Aber das sind seltene Ausnahmen. In der Regel wuchert das Unkraut der Unbildung, das von allen Formen der Not das zählebige ist. Wird die Jugend, der die Aufgabe zufällt, Frankreich wieder aufzubauen, die Kraft aufbringen, sich von den Sklavensesseln zu befreien, um das große Werk der Bildungserhebung und der Brüderlichkeit durchzuführen?“

Herriot ist ausgesprochener Individualist im Sinne eines vom sozialen Geist erfüllten Individualismus, wie ihn Rathenaus vertrat. „Wenn wir die Eintracht unter uns neu schaffen und erhalten wollen“, schreibt er, „dürfen wir gerechterweise nicht den niedrigsten Volksklassen alle Opfer auferlegen. Der Kollektivbesitz des Staats und der Kommunen muß weiter ausgedehnt, das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer vom Standpunkt eines freien Geistes ins Auge gefaßt werden, eines Geistes, der sich ausschließlich von dem Gedanken leiten läßt, den Gewinn des Einzelmenschen zum Vorteil des Allgemeinwohls zu verwenden. Die unerlässliche Ueberzeugung der Güter wird nur möglich sein, wenn die Zusammenarbeit zwischen Kapital und Arbeitstrakt auf eine neue Grundlage gestellt wird. Der Grundsatz des Achtstundentags darf dabei in keinem Fall erschüttert werden.“

Herriot ist Revolutionär, aber nicht im Sinne eines gewalttätigen Umsturzes, sondern in dem einer liberalen und bürgerlichen Umstellung. „Am besten wird man den radikalen Elementen entgegenwirken“, führt er aus, „wenn man der demokratischen Entwicklung die Wege ebnet. Die Gesellschaftsordnung wird sich in methodischen Werdegang umbilden, ohne melodramatische Begleitmusik und ohne schwere Erschütterungen.“ Herriot gibt sich überall als nationalempfindender Politiker zu erkennen. Aber er ist weit entfernt davon, ein Nationalist zu sein. Er ist Patriot, aber kein Kriegsschürer. Deutschland gegenüber vertritt er wohl das Recht auf Reparationen; gleichzeitig aber erstrebt er eine Internationali-

fizierung des Kredits und der Sicherheitsleistung, um die Möglichkeit zu erhalten, die Ruhrbefehung aufzuheben und „einer Situation ein Ende zu bereiten, die für den Frieden Europas außerordentlich ernst und gefährlich ist.“

Ein alter märkischer Wallfahrtsort.

Von Albin Michel.

Dem kleinen Städtchen Wilsnack in der Priegnitz ist es heute gewiß nicht mehr anzusehen, daß es vor 500 und 400 Jahren ein berühmter Wallfahrtsort war. Und doch gab es Zeiten, wo tausende Menschen nach Wilsnack zogen, um dort von ihren Gebrechen Heilung zu suchen. Die Geschichte der Stadt Wilsnack geht bis auf die Zeiten des Fehdewesens zurück. Ein Ritter der Priegnitz aus dem Geschlecht derer von Bilsow, der mit dem Bisum Havelberg in Fehde lag, brannte im Jahre 1388 am Tage Mariä Himmelfahrt die Kirche zu Wilsnack nieder. Bei den Aufräumungsarbeiten will der Pfarrer zu Wilsnack einige Tage später das in der abgebrannten Kirche aufbewahrte Büchlein mit drei Hostien wiedergefunden haben. Dabei wolle er weiter die Bemerkung gemacht haben, daß inmitten einer jeden Hostie ein Blutstropfen stand. Nun galt es als erwiesen, daß der Leib Christi, den ja die Hostien darstellten, Blut geschwitzt hatte. Die Wundermär verbreitete sich rasch in die Umgebung, sie drang weiter vor, hinaus ins Reich, und so wurde Wilsnack nach und nach ein berühmter Wallfahrtsort.

In großen Scharen kamen die Pilger aus allen Teilen des Reiches, aus Rußland, Schweden, Dänemark, Ungarn usw., um Heilung zu suchen. Mit der Zeit waren in Wilsnack viele Gasthöfe und Herbergen entstanden, aber der Strom der Zuwanderer war doch wohl manchmal so groß, daß nicht alle Pilger in Wilsnack selbst untergebracht werden konnten. Auch Handwerker und Handelsleute aller Art siedelten sich in Wilsnack an, denn dort war ein stotter Umsatz zu erzielen. Der Bischof von Havelberg, zu dessen Bistum Wilsnack gehörte, sah in dieser Wundermär der drei blutigen Hostien bald eine gutfließende Geldquelle, und so beschloß er, an die Stelle der alten Kirche eine neue, viel größere zu bauen, die „Wunderblutkirche“, das ist die noch heute bestehende Wilsnacker Stadtkirche. Durch eine gläubige Menge wurde die Wundermär von Wilsnack immer weiter verbreitet, Ablassbriefe der Päpste und des Bischofs von Havelberg machten auch noch Renomme für den Wallfahrtsort Wilsnack, so daß dieser dem Bischof immer mehr Geld einbrachte.

Nach wurden aber auch Klagen laut, daß das Wunderblut von Wilsnack nur zur Ausnutzung leichtgläubiger Menschen diene. Die Wunderblutkirche wurde zu einem Kaufhaus und zu einer „Geldbrämerei“. Als ein Bürger von Prag beim dortigen Bischof die Anzeige machte, daß er in Wilsnack betrogen worden sei, setzte der Bischof von Prag drei Personen ein, die ein Gutachten darüber abgeben sollten, ob es in Wilsnack mit rechten Dingen zugehe. Die drei Beauftragten, unter denen auch Johann Huf war, zogen nach Wilsnack, um sich dort das Leben und Treiben anzusehen. Sie gaben auch ihr Urteil dahingehend ab, daß das Wilsnacker Wunderblut nur in der Einbildung der gläubigen Menge bestehe. Darauf erließ der Prager Bischof in seinem Bistum eine Warnung vor dem Pilgerzug nach Wilsnack. Als dann Johann Huf im Jahre 1415 auf dem Scheiterhaufen starb, kam diese Warnung wieder aus dem Gedächtnis. In Wilsnack aber blühte das Geschäft der „Heilung“ und der Sündenvergebung weiter. Erst der Erzbischof von Magdeburg machte in den 50er Jahren des 15. Jahrhunderts Anstrengungen, in Wilsnack Einhalt zu gebieten. Er stieß aber auf den schärfsten Widerstand des Bischofs von Havelberg, der sich seine gutfließende Geldquelle nicht verschütten lassen wollte. Zuguterleicht wurde die päpstliche Entscheidung angerufen. Diese fiel zugunsten Wilsnacks aus. In den folgenden Jahrzehnten wurden sogar für die Wilsnacker Pilger noch Ablassbriefe herausgegeben. Erst der Prediger Elefied machte dem Treiben in Wilsnack ein Ende, indem er die drei Bluthostien am 28. Mai 1552 ins Feuer warf.

Sommerzeit oder — Weltzeit?

Von Walter Borgius.

Die Frage der Zeitrechnung war kürzlich wieder einmal Gegenstand des öffentlichen Interesses anlässlich der Debatte über die sogenannte „Sommerzeit“. Einige Staaten haben sie jetzt neu eingeführt, andere sie abgelehnt, wieder andere berieten noch darüber. Da erhebt sich bei dem Grübler die Frage, ob nicht unsere heutige Zeitrechnung überhaupt unzuverlässig geworden ist und einer grundsätzlichen Reform bedarf.

Bis vor einem Menschenalter etwa herrschte bekanntlich überall die „Lokalzeit“. Man schrieb allenthalben 12 Uhr, wenn die Sonne im Zenit stand. Infolgedessen hatten sämtliche Orte verschiedene Zeit, außer denjenigen, welche zufällig auf ein und demselben Meridian lagen. Das war eine der Natur entnommene ursprüngliche Rechnungsweise.

Mit der enormen technischen Entwicklung des Verkehrswezens aber, welche die Erde verkleinerte und die Menschen zusammenrückte, wurde sie ebenso unmöglich, wie beispielsweise die ursprüngliche, natürliche Maßrechnung nach Fuß, Schritt usw. Ältere Leute werden sich noch entsinnen, wie man früher bei einer Eisenbahnfahrt an jeder Station von neuem die Uhr verglich und umstellen mußte, daher auch niemals aus den Ankunfts- und Abfahrtszeiten des Kursbuches ersehen konnte, wie lange die betreffende Eisenbahnfahrt tatsächlich dauerte. Das ließ sich im Zeitalter der Maschinen nicht mehr aufrechterhalten: Genau ebenso, wie die Praxis des Lebens für große

Staaten und zusammenhängende Kulturgebiete an Stelle der lokalen Maße, Gewichte und Münzen ein einheitliches — teils nationales, größtenteils bereits internationales — System geschaffen hatte, erfordert sie auch eine einheitliche Zeitrechnung — gleichgültig, ob dabei die Mittagstunden allenthalben wirklich genau mit dem Zenitstand der Sonne zusammenfiel. So wurden vor einigen Jahrzehnten die großen Zonenzeiten eingeführt, die allenthalben voneinander je um eine Stunde und von der Greenwicher Zeit um eine volle Stundenzahl differieren: in Europa die westeuropäische, mitteleuropäische, osteuropäische, in den USA die Eastern Time, Central Time, Mountain Time, Pacific Time und Pusan Time; ähnlich auch an der chinesischen Küste, in Japan und Australien.

Dieselbe Situation wie vor einem Menschenalter ist heute in erweitertem Maßstabe wiederkehrt. Der enorme Aufschwung des Verkehrs läßt jetzt die Zonenzeiten heute ebenso unzulänglich erscheinen, wie vor einem Menschenalter die Lokalzeiten. Warum zieht man also nicht die Konsequenz und schafft eine einheitliche Weltzeit?

Heute schreiben wir, wenn nach dem Meridian von Greenwich die Sonne im Zenit steht, in Deutschland 1 Uhr, in Rußland 2 Uhr, in Indien $1\frac{1}{2}$ Uhr, in Japan 8 Uhr, in Neuseeland $1\frac{1}{10}$ Uhr abends; umgekehrt in Brasilien erst 9 Uhr, in New York 7 Uhr, in Chicago 6 Uhr, in der Salzstadtd 5 Uhr, in San Francisco 4 Uhr, in Alaska 3 Uhr früh. Es ist aber grundtätlich nicht einzusehen, warum nicht in der ganzen Welt die Stundenzahl einheitlich angeschrieben werden soll nach der astronomischen Zeit eines bestimmten Meridians — z. B. des von Greenwich, der nun einmal die Priorität besitzt. — Dem widerspricht nichts als der rein äußerliche Umstand, daß wir gewöhnt sind, die Zeit, zu der wir uns aus dem Bette erheben, ungefähr mit 7—8 Uhr zu bezeichnen und die Zeit des Mittagessens mit 1—2 Uhr. Der Unterschied bei Weltzeitrechnung wäre also nur, daß man z. B. in New York nicht mehr um 8 Uhr aufstünde, sondern rechnungsgemäß um 1 Uhr. Das klingt zwar auf den ersten Blick grotesk, ist aber eine Neugierlichkeit, an die man sich sehr schnell gewöhnen würde, genau so, wie man ja auch keinen Anstoß daran nimmt, daß die Schule im Sommer zu einer Zeit beginnt, wo man 7 Uhr schreibt, im Winter um 8 Uhr.

Es kommt dazu, daß die heutige Stundenrechnung mit Zweimalzählen von 1 bis 12 Uhr sich ohnehin nicht aufrecht erhalten läßt, sondern nur eine Frage kurzer Zeit ist, daß man allenthalben das Durchzählen von 1 bis 24 Uhr einführen wird, wie es in französischen Sprachgebieten z. B. schon ganz üblich ist; denn die Wiederholung der gleichen Stundenziffern zu zwei verschiedenen Zeiten des Tages bringt — namentlich wieder für den Nachrichtenverkehr — allzuvieler Mißverständnisse und sonstige Unbequemlichkeiten mit sich. Führt man nun schon eine neue Stundenrechnung bis 24 ein, dann sollte man sie auch einheitlich für die ganze Welt ohne Rücksicht auf den jeweiligen Sonnenstand durchsetzen.

Der Vorteil, daß alsdann an allen Erden der Welt sämtliche Uhren, wenn es in Deutschland 5.47 ist, ebenfalls 5.47 zeigen, ist von derartiger praktischer Wert, daß die kleine Unbequemlichkeit einer einmaligen Umstellung der Gewohnheit sich wahrlich lohnen dürfte, zumal sie für das ganze Europa ja nur eine geringfügige Verschiebung von 1 bis 2 Stunden mit sich bringen und hauptsächlich für den amerikanischen Kontinent und fernem Osten in stärkerem Maße fühlbar sein würde.

Der Krieg der Tiere.

Eine Volksdichtung aus Logo.

Aus dem neuen Bande von Leo Frobenius' verdienstvoller Sammlung *Atlantis: Volksdichtungen aus Ober-guinea* (Verlag Eugen Diederichs, Jena). Die Erzählung stammt von dem zu den Sundandilsten gehörenden Stamme der Bassari.

Ein Hahn kam zu einer Frau. Er sagte: „Ich möchte dich heiraten. Willst du mit mir kommen?“ Die Frau sagte: „Ich bin wohl breit.“ Die Frau sprach mit dem Hahn. Beide hörten draußen den Elefanten kommen. Die Frau sagte zum Hahn: „Schlüpfe schnell in einen Korb. So bist du gut geborgen und der Elefant tut dir nichts.“ Der Hahn schlüpfte in den Korb. Der Elefant kam herein. Der Elefant sagte zu der Frau: „Ich möchte dich heiraten. Willst du mit mir kommen?“ In dem Augenblick starrte der Hahn im Korb. Der Elefant sagte: „Was ist das?“ Die Frau sagte: „Das ist der Wind, der vor dem Hahn herfährt, wenn er kommt!“ Der Elefant sagt: „Nun, das macht nichts, ich fürchte mich nicht vor dem Wind des Hahnes.“ Der Elefant wollte bleiben. Aber der Hahn starrte wieder auf. Da befahl den Elefant ein Schreden. Der Elefant schrie: „Ich will alle meine Leute zusammenschicken, um gegen den Hahn und seinen Wind Krieg zu führen.“ Dann lief der Elefant in wilder Angst von dannen.

Darauf versammelte der Elefant alle Löwen, Leoparden, Hyänen, Nilpferde, Affen, Antilopen, Katzen, Ratten, Mäuse und alles, was auf der Erde läuft. Der Hahn aber versammelte alle Vögel, alle Adler, Weihen, Reiher, Marabus, Singvögel, dann aber auch alle Fledermäuse, Fliegen, Mücken, Bienen, Wespen, Motten und alles, was in der Luft fliegt. Alle laufenden Tiere versammelten sich auf der einen Seite um den Elefanten. Alle fliegenden Tiere versammelten sich auf der andern Seite um den Hahn.

Der Elefant sagte: „Es muß jemand hingehen und sehen, wo die Feinde sind und was sie vorhaben.“ Der schwarze Affe sagte: „Das will ich tun.“ Die andern sagten: „Es ist gut.“ Der schwarze Affe machte sich darauf auf den Weg und kletterte heimlich durch die Bäume nach dem Lager der fliegenden Tiere hin. Kaum aber war er ein Stück weit fort, noch nicht so weit, daß es die eigenen Freunde

nicht hätten beobachten können, da schoß aus der Luft ein Adler herab und hatte ihm mit einem scharfen Schläge den Kopf ab. Die Tiere um den Elefanten sahen es. Der Elefant sagte: „Es muß ein anderer gehen und sehen, wo die Feinde sind und was sie vorhaben.“ Der rote Affe sagte: „Das will ich tun.“ Die andern sagten: „Es ist gut.“ Daraufhin machte sich der rote Affe auf den Weg und kletterte heimlich durch die Bäume nach dem Lager der fliegenden Tiere hin. Kaum aber war er ein Stück weit fort, noch nicht so weit, daß ihn die eigenen Freunde nicht hätten sehen können, da schoß aus der Luft eine Biene herab und hatte ihm mit einem scharfen Schläge den Kopf ab. Die Tiere um den Elefanten sahen das.

Der Elefant und seine Tiere bekamen einen Schreden. Der Elefant sagte: „Ich kann meine Freunde nicht mehr einzeln dieser Gefahr aussetzen. Wir wollen alle gemeinsam angreifen.“ Die laufenden Tiere versammelten sich. Inzwischen tat der Hahn alle Bienen in eine Kalebasse und schloß sie. Der Adler mußte sie mit in die Luft nehmen. Nach einiger Zeit kamen alle Elefanten, Löwen, Leoparden, Hyänen, Nilpferde, Antilopen usw. angestürzt. Als sie aber ganz dicht beim Lager der fliegenden Tiere angekommen waren, ließ der Adler aus der Luft die mit Bienen angefüllte Kalebasse herabfallen. Sie stürzte auf den Kopf des Elefanten herab und zerschellte an ihm. Alle Bienen schwärmten in voller Wut auseinander. Die Vögel krächzten, kreischten, schrien. Bienen, Mücken und Wespen stogten um Augen, Ohren, Nasen und Mäuler der laufenden Tiere. Sie stachen überall. Die Tiere wehrten sich eine Zeitlang, dann machten sie kehrt und jagten in wilder Flucht angstvoll von dannen.

Das ist der Grund dafür, daß der Hahn im Hause bei den Frauen, Elefant und Antilope aber im Busch leben.

Atlantis.

Wer eine in Farben ausgeführte und durch die Farbentönung die Wassertiefe anzeigende Karte des Atlantischen Ozeans vor sich hat (wie sie z. B. sich in der Inbalkenausgabe von Brodhaus Konversationslexikon vorfindet), wird fast genau in der Mitte zwischen Europa—Afrika einerseits und Nord- und Südamerika andererseits die hellste Tönung wahrnehmen. Dies zeigt an, daß dort die Wassertiefe des Ozeans die kleinste ist, d. h. daß sich — sozusagen als Längsachse des Ozeans — eine Bodenerhebung hinzieht, der man bestimmte Namen gegeben hat. Den nördlichen Teil dieses in seiner Gesamtheit als „Atlantische Schwelle“ bezeichneten submarinen Rückens nennt man den Azorenrücken oder Dolphin-Riffe (Dolphin-Rücken), den südlichen das Challenger-Plateau. Innerhalb dieser Gebiete beträgt die Wassertiefe weniger als 3000 Meter; während zu beiden Seiten die Tiefe der in treffender Weise als West- und Ostatlantische Mulden bezeichneten Gebiete sich auf 5000 Meter und mehr (8340 Meter) beläuft. In diesem der Form nach etwa einem Fragezeichen ähnlichen Höhenrücken erblickt man nun den untergegangenen Erdteil „Atlantis“, von dem schon der Grieche Plato nach Mitteilungen ägyptischer Priester berichtet. Infolge eines Erdbebens sei das Land untergegangen. Da andere Schriftsteller des Altertums von solcher sagenhaften Umwälzung nichts berichten, hat man die Angaben Platons darauf zurückzuführen versucht, daß phönizische oder tartarische Schiffe nach Amerika verschlagen worden aber glücklich gerettet seien, während später sich hinauswagende Seefahrer begriffslos zurückkehrten, da sie nicht so weit fahren, kein Land gesichtet hätten.

Die moderne Wissenschaft muß natürlich die Vorstellung, daß Atlantis zur Zeit der Anfänge der Menschheit existiert habe, zurückweisen, noch aber legt sie eine Landmasse, die womöglich als Verbindung der Alten und der Neuen Welt zu denken sei, in die Tertiärzeit. Und zwar führt die Beobachtung einer großen Anzahl von amerikanischen Pflanzentypen in der Miozänflora Europas zu diesem Schlusse.

Was nun den Untergang von Atlantis betrifft, so ist dieser auf submarine Erdbeben (Seebeben) zurückzuführen, die in jenen früheren Zeiten begreiflicherweise noch ganz anders katastrophal auftraten als heutigen Tages. Wir haben vor kurzem an dem Geschieß Japans gesehen, welche zerstörenden Wirkungen solche Beben haben, bei denen nicht nur ungeheure Springfluten sich erheben, sondern auch neue Inseln geboren werden und schon bestehende untergehen. Im Atlantischen Ozean gibt es nun den Antillen-Seebebenherd, und wir wissen, daß die auf der Linie Lissabon—New York im Atlantischen Ozean liegenden Inseln der Azoren-Gruppe nicht nur vulkanischen Ursprungs sind, sondern auch seit der Zeit der Besitzergreifung durch Portugal (1444) sehr häufig von vulkanischen Ausbrüchen und Erschütterungen heimgesucht sind. Und auch hier hat sich die Bildung neuen Landes gezeigt: 1811 tauchte eine Insel aus dem Meere auf, stieg 80 Meter über dem Wasser, verschwand dann aber noch im selben Jahre.

Daß aber nicht nur dieses „Azoren-Plateau“ unruhig geblieben ist, sondern daß auch an anderen Stellen des Untergrundes des Atlantischen Ozeans vulkanische Kräfte tätig sind, beweist die erst letzten Winter erfolgte Beobachtung eines Kabelschiffes, das das Kabel von St. Helena nach Kapstadt behufs Reparaturen unteruchte. Es fand an einer bei der Kabellegung 1899 als drei engl. Meilen tief bezeichneten Stelle nur eine Tiefe von $\frac{1}{2}$ engl. Meilen. Der Boden war zweifellos durch vulkanische Tätigkeit gehoben worden. St. Helena liegt aber, wie ein Blick auf die eingangs genannte Karte zeigt, ganz nahe dem Challenger-Rücken, und die reinen vulkanischen Charakter tragende nördlich von St. Helena gelegene Insel Ascension liegt in ihm.

Wissen und Schauen

Der Haushalt der Sonne. Die Frage, woher die Sonnenwärme stammt, ist ganz neuen Datums. Frühere Geschlechter haben die Wohltat ihrer Strahlen unbedenklich genossen, über deren Quelle zerbrachen sie sich nicht den Kopf. Erst seit der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie konnte die Frage auftauchen. Die Energie, die die Sonne ständig in den Weltraum ausstrahlt, ist ungeheuer. Die sogenannte Solarkonstante, die angibt, wieviel Grammkalorien (eine Grammkalorie ist diejenige Wärmemenge, die 1 Gramm Wasser um 1 Grad erwärmt) jeder Quadratcentimeter Erde minutlich empfängt, ist zwei, daraus ergibt sich, daß die Sonne in den Weltraum stündlich $3,4 \cdot 10^{29}$ Grammkalorien ausstrahlt, das sind in Worten dreihundertvierzigtausend Quadrillionen. Diese Energie muß irgendwie erzeugt werden, denn sonst müßte sich die Sonne abkühlen, und diese Abkühlung würde ausreichen, um sie in 2000 Jahren erkalten zu lassen. Ueber die Quellen dieser Wärmeenergie hat man verschiedene Theorien aufgestellt. Die älteste rührt von Helmholtz, dem Entdecker des Satzes von der Erhaltung der Energie, her. Er wies darauf hin, daß durch die Zusammensetzung der Sonne, die eine Folge der Abkühlung sei, Wärme entwickelt werde. Neuere Untersuchungen haben indessen gezeigt, daß die auf diese Weise gewonnene Energie, so groß sie auch ist, nur ausreichen könnte, die Sonnenstrahlung in ihrer jetzigen Stärke seit 12 Millionen Jahren zu unterhalten, während wir aus geologischen Daten schon das Alter der Erde auf mehrere hundert Millionen Jahre schätzen müssen. Immerhin ist hier eine der Quellen der Sonnenwärme zweifellos aufgedeckt. Als das Radium und seine Verwandten entdeckt wurden, glaubte man in ihm die eigentliche Quelle der Sonnenstrahlung gefunden zu haben, jedoch irrtümlich. Denn nicht nur, daß auf der Sonne Radium bisher noch gar nicht gefunden worden ist, ist auch die Lebensdauer des Radiums viel zu kurz, um die Sonne speisen zu können, ist von ihm doch schon nach 3500 Jahren nur noch ein Viertel der ursprünglichen Menge vorhanden, nach einigen Jahrzehntausenden so gut wie nichts. Die Energie, die das Radium abgibt, ist freilich erheblich genug, um die Sonnennstrahlung decken zu können. Andere radioaktive Elemente wie Uran und Thorium haben eine genügende lange Lebenszeit, um die gesuchte Erklärung geben zu können, aber ihre Energieabgabe ist so gering, daß sie nicht in Betracht kommen können. Dagegen reicht die Erklärung durch Radioaktivität für die Erhaltung der Erdwärme aus, da hier die Ausstrahlung unergleichlich viel kleiner ist. Die Quelle der Sonnenwärme ist uns erst durch die neuere Entwicklung der Physik gezeigt worden. Sie lehrt uns, daß Materie und Energie daselbe sind, daß Materie sich in Energie auflösen kann und daß (wahrscheinlich) aus Energie wieder Materie entstehen kann. Die bei der Auflösung der Materie entstehenden Energiebeiträge sind so ungeheuer, daß die Auflösung von 1 Proz. der Sonnenmasse genügen würde, um ihre Strahlung auf 150 Millionen Jahre zu unterhalten. Damit scheint das Rätsel endgültig gelöst zu sein.

Dr. H.

Technik

Wann wurde der Revolver erfunden? Gewöhnlich hält man die Erfindung dieser verbreitetsten Handfeuerwaffe für eine technische Leistung der Neuzeit. Daß aber der Revolver nicht neuen Datums ist, ergibt sich klar aus einer italienischen Novelle des Straparola (1550), in welcher erzählt wird: „Darauf zog er (Sforza) aus seiner Hosentasche eine kleine Schußwaffe mit fünf Läufen, die sich einzeln oder zugleich entladen konnten, wie man es wollte“. Das dänische Kriegsministerium hatte auf die erste große Weltausstellung nach Paris eine Flinte mit acht Läufen gefertigt, auf deren einem die Jahreszahl 1597 eingraviert war. Ebenso hatte Rußland dort ein Revolvergewehr mit sechs Läufen ausgestellt, das 1638 von Iwan Luthalnow gefertigt war, und als Seitenstück eine Pistole mit fünf Läufen aus dem Jahre 1870. — Der sog. Erfinder des Revolvers, der Amerikaner Colt, hat sich lange und energisch dagegen gewehrt, anzuerkennen, daß seine Erfindung früheren Jahrhunderten angehört; aber schließlich hat er sich den bisherigen Tatsachen gegenüber gezwungen gesehen, die Waffen zu strecken.

Urgeschichte

Die neuentdeckte älteste Stadt Amerikas. Ueber die Entdeckung der großen Maya-Stadt, die von den englischen Reisenden Mitchell Hedges und Dr. Gann im Urwald des Innersten von Britisch-Honduras aufgefunden wurde, macht der Archäologe Gann nähere Mitteilungen. „Die Ruinen“, sagte er, „sind die Ueberreste der ältesten Kultur auf dem amerikanischen Erdteil. Vor 2000 Jahren waren die Mayas bereits so weit fortgeschritten, daß sie mit jeder anderen Kultur den Vergleich aushalten können. Ein kluges Volk lebte hier in großen Städten zusammen, fischte, jagte gemeinsam und bebaut das Land auf kommunistischer Grundlage. Heutzutage leben die Nachkommen dieser so weit fortgeschrittenen Menschen im dichtesten Urwald in ganz primitiver Form, haben jede Ueberlieferung an die einstige Größe verloren, als die traurigen Zeugen eines Rückganges, der etwa im 6. nachchristlichen Jahrhundert begann, als Kriege und Krankheiten dieses großartige Staatswesen untergruben. Die Stadt, die wir entdeckt haben, ist zweifellos die älteste der Maya-Kultur; sie ist fast 1000 Jahre älter als die früher erforschte Maya-Stadt Chi-

chen Ika. Wenn auch genauere Angaben erst gemacht werden können, nachdem das dicke Gestrüpp, das die Ruinen überwuchert, weggebrannt worden ist, so ließ sich doch schon jetzt erkennen, daß die Stadt größer gewesen ist als Chichen Ika, die eine Bevölkerung von etwa 250 000 Seelen gehabt haben mag. Die Erbauer dieser gewaltigen Pyramiden waren von streng mongolischem Typ, schwarzhaarig, mustlos und außerordentlich intelligent. Man stelle sich diese Anlage vor: Sie bestand aus einer großen Zahl von Steinpyramiden, die über ein Gebiet von 10–15 Quadratkilometern verteilt waren. Steintreppen führten zu den Gipfeln dieser Pyramiden, auf denen die Paläste der Könige und Hohenpriester, die Tempel der Götter lagen. Rings um die Pyramiden dehnte sich die eigentliche Stadt. Hier, in Holzernen, mit Palmblättern gedeckten Häusern, lebte das Volk, das prachtvolle Goldarbeiten und schöne Schnitzereien ausführte. Neben vielen anderen Kenntnissen besaßen diese Menschen, deren Kultur um mehr als 5000 Jahre zurückreicht, ein beträchtliches astronomisches Wissen. Nach ihrem Kalender, der ums Jahr 3250 v. Chr. beginnt, war die Zeit in Zyklen von 400 Jahren eingeteilt, in „Natus“, Zeitabschnitte von 20 Jahren, in „Tuns“ von 1 Jahr mit 360 Tagen, in Einheiten von je 20 Tagen und in „Kins“ oder Tage. Man hat Gegenstände gefunden, die darauf hinweisen, daß die Mayas Spiele spielten, deren Einzelheiten noch nicht festgestellt sind.

Naturwissenschaft

Tierpsychologie im Hause. Beim Fangen von Fliegen und Mücken kann man kleine tierpsychologische Beobachtungen machen, die nicht ohne Interesse sind. Bei nahender Gefahr nehmen die Tiere eine besondere Aufmerksamkeits- oder Furchtstellung ein: Fühler, Beine und Taster werden lebhafter bewegt; die Stechmücke richtet den Hinterleib ziemlich stark in die Höhe, weil sie dann leichter wegfliegen kann. Ueberrascht man sie, ehe sie diese Stellung eingenommen hat, dann kann man sie viel leichter fangen, weil das Abfliegen einige Schwierigkeiten bereitet. Die Fliegen heben bei Gefahr den Vorderkörper ein wenig von der Unterlage ab und setzen die Vorderbeine fester auf. Interessant ist, daß nur lebhaft fliegende Arten eine solche „Aufmerksamkeitsstellung“ einnehmen; bei trägen Arten fehlt sie, ebenso aber auch stets dann, wenn es zu kühl ist. So ist es auch verständlich, daß Fliegen an frühen Morgenstunden am leichtesten gefangen werden können; alle Lebenseigenschaften sind ja durch die niedrige Temperatur herabgesetzt. Bekannt dürfte auch die Tatsache sein, daß man eine laufende Fliege verhältnismäßig leichter treffen oder fangen kann als eine ruhende, da bei ihr die Orientierung mit Hilfe der Augen während des Laufens stark behindert ist. Die große Bedeutung der Augen geht auch daraus hervor, daß die Fliegen schon bei schwacher Beleuchtung träge werden und schließlich ganz zur Ruhe kommen, während Mücken selbst in der Nacht sich unangenehm bemerkbar machen. Bei ihnen spielt ja auch der Geruchssinn die Hauptrolle. Daneben hat natürlich auch das Auge noch eine gewisse Bedeutung; denn sowohl Mücken wie Fliegen eilen stets dem Fenster zu, wenn sie in Lebensgefahr kommen.

Gesundheitspflege

Warzenoperationen. Die zahlreichen Mittel, die Warzen schnell und schmerzlos zum Verschwinden bringen sollen und überall angepriesen werden, legen Zeugnis davon ab, wie groß das Bedürfnis nach solchen Mitteln ist. Die einfachste Art, Warzen zum Verschwinden zu bringen, ist das Auskratzen mit Hilfe eines scharfen Löffels, nachdem man die zu operierende Stelle durch Chloroäthyl veresit und unempfindlich gemacht hat. Ebenso einfach ist die Entfernung mittels Kohlenäureschnees, der die Warze vollständig zerstört. Nach diesen Methoden sind auch größere Warzen entfernt worden, ohne beträchtliche Narben zu hinterlassen. Das einfachste Mittel jedoch ist ein von Hurwitz angegebenen Verfahren, nach dem er direkt auf die Warze die von einer Elektrode erzeugten Funken überbringen läßt, bis die braune Oberfläche der Warze eine Weißfärbung zeigt. Auf diese einfache und bequeme Weise gelang es, auch größere Warzen schmerzlos und ohne Narbenbildungen zum Ausfall zu bringen. Die ganze Operation, wenn von solcher überhaupt gesprochen werden kann, dauert zudem nur wenige Minuten.

Vom Menschen

Die Uebung des Gedächtnisses. Daß das Gedächtnis übungsfähig ist, bleibt keinem Menschen bei den Erfahrungen des täglichen Lebens verborgen. Wir kennen auch die Leistungen besonderer Gedächtniskünstler, die mit mnemotechnischen Methoden den Umfang des Gedächtnisses erweitern. Wichtiger aber ist es, daß jedes normale Gedächtnis einem ganz gewaltigen Uebungsfortschritt zugänglich ist. Die experimentelle Psychologie hat diesen durchschnittlichen Fortschritt eines normalen Gedächtnisses durch die Uebung in zahlreichen Versuchen festgestellt. So fand man, daß ein ungeübtes Gedächtnis zum Erlernen einer Reihe von 10 sinnlosen Silben nicht weniger als 27 Wiederholungen dieser Reihe brauchte, während es nach hinreichender Uebung dieselbe Aufgabe mit nur drei bis vier Wiederholungen bewältigte. Und die gütige Natur belohnt uns für die Willensanstrengung einer solchen formalen Gedächtnisübung. Denn auf Grund der Uebung der Mühsal gewinnen hierdurch sämtliche Gedächtnisleistungen auch auf anderen Gebieten als den sinnlosen Silben. Auch der Uebungsverlust ist beim Gedächtnis besonders gering. Länger als ein halbes Jahr blieb überhaupt der erreichte Uebungsgrad unverändert.